Freie Meere!

Von G. von Schulze-Gaevernitz, Professor an der Universität Freiburg i. B., Mitglied des Reichstags.

Im Haag im Mauritshuis, der bürgerlich vornehmen Behausung der Oranier, hängt [illegible] ein unscheinbares Bild „Niederländische Schiffe, eine englische Fregatte einbringend." Dieses Bild, wie alle jene [illegible] Seestücke, erinnert an eine Zeit, da die Seeherrschaft der Briten noch nicht unbestritten feststand. Ein [illegible] durchsegelte damals den Kanal — einen [illegible] Besen am Topmast. Ein Ruyter erschien drohend in der Themsemündung. Ein Hugo Grotius forderte „die Freiheit der Meere", d. h. die Gleichberechtigung aller an dieser, dieser Hochstraße der Völker, Mittagsstunden menschlicher Kultur! Im Hintergrunde lag der [illegible] Freiheitskampf einer fast hoffnungslosen Minderheit mit dem weltumspannenden Despotismus. Glaubenseifer und Toleranz — vaterländische Hingabe und volle Entfaltung der Einzelkräfte — oranisches Heldentum, kaufmännischer Wagemut und bürgerliche Freiheit hatten jenen Sieg erfochten, den hohe Wissenschaft und höchste Kunst verherrlichten. Sieghaft durch Nacht und Not flammte Rembrandts deutscheste Seele gen Himmel.

Um 1660 besaß Holland den Welthandel. Die niederländische Handelsflotte umfaßte an Tonnengehalt mehr als die Hälfte aller europäischen Schiffahrt. Nachahmend wandten sich damals die Blicke der ganzen Welt, auch Englands, jenem Lande zu, „das keine Wälder hat und doch die Schiffe der ganzen Welt baut". Der Große Kurfürst wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen wurzelten geistig tief in den Niederlanden.

Aber die Größe der Niederlande brach an der harten Tatsache des Krieges. Nachdem England die Bestrafung des Grotius verlangt und durch seinen Kronjuristen das Eigentum an den britischen Meeren bis zu den deutschen und amerikanischen Küsten für sich gefordert hatte, sprach es „durch die lautere Sprache der Kriegsschiffe".

Während die Engländer ihre Ostindienfahrer nur im Bedarfsfalle als Kriegsschiffe armierten, baute das bis dahin noch binnenländische England — Wollausfuhrland! — die ersten eigentlichen Kriegsschiffe. Diese Schiffe waren den Gegnern vor allem artilleristisch überlegen. Mit ihnen hat England den Niederländern die Navigationsakte aufgezwungen — jenes Gesetz, welches Hollands Zwischenhandel vernichtete. Als Zeichen seiner Demütigung mußte Holland den englischen Schiffen den Flaggengruß zugestehen. Damals erklärte Cromwell: England dürfe es nicht dulden, daß ohne seine Genehmigung auf dem Ozean eine andere Flagge erscheine als die seine. Dieser Satz, der wie die ganze Cromwellsche Politik von den nachfolgenden Monarchen und Staatsmännern aufgenommen wurde, hat alle britische Politik — auch die gesamte britische Wirtschaftspolitik — ausgesprochen oder unausgesprochen beherrscht. Ich erinnere an Admiral Smiths Stellung zur Navigationsakte.

Der Sturz der Niederlande wurde dadurch beschleunigt, daß dieses Land nur Küste ohne Landmacht war und den Schutz eines starken deutschen Hinterlandes entbehrte. Deutschland blieb träger Zuschauer des niederländischen Dramas, obgleich ihm der Oranier auf dem Reichstage von Worms das „res tua agitur" hatte zurufen lassen, da am Niederrhein um die Herrschaft der Meere gekämpft werde.

Mit Erfolg haben später die Engländer die nächststarke Festlandsmacht, damals Frankreich, gegen die Niederlande in das Feuer geführt, bis diese einst so gefürchteten Gegner im 18. Jahrhundert als geduldete Bundesgenossen Englands einem geschichtslosen Stilleben verfielen, „verrentnern". England und Holland hießen damals die „Seemächte" — nach dem witzigen Ausspruch des Alten Fritz: „Das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe im Schlepptau".

Seit jenen Tagen führt der Brite den Dreizack des Neptun, der zugleich das Zepter der Welt ist.

„Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eigen Haus"

So kennzeichnet Schillers Weitblick die letzte Ursache allen Weltkrieges seines und unseres Zeitalters. Diese Kriege richteten sich zunächst gegen Frankreich, als den gefährlichsten Mitbewerber um die See- und Weltherrschaft. Wenn überhaupt in dem entscheidenden Gange der europäischen Politik von Erbfeindschaft die Rede sein kann, dann erwacht solche in dem fast zweihundertjährigen Kampfe zwischen England und Frankreich.

Der französische Historiker Arthur Girault, Professor der Universität Poitiers und Mitglied des Institut Colonial International, behandelt in seinem Werke „Principes de Colonisation" (Paris 1904) die Zeit von 1689 bis 1815, während welcher nicht weniger als sieben große Kriege zwischen Frankreich und England ausgefochten wurden. „Alle diese Kriege sind für England Geschäftskriege („guerres d'affaires") gewesen, deren Zweck es war, die See- und Kolonialmacht Frankreichs zu zerstören. England [illegible] alle Bündnisse an, die in Europa gegen uns geschlossen wurden, und während unsere Truppen auf dem Festlande beschäftigt waren, zerstörte es unsere Marine und bemächtigte sich unserer Kolonien."

Im Beginn dieses Kampfes war Frankreich überlegen an Bevölkerungszahl und an Staatseinnahmen. Auch auf kolonialem Gebiete hatte Frankreich den Vorsprung. Die englischen Ansiedlungen an der Ostküste Nordamerikas waren durch Frankreich vom Hinterlande abgeschnitten: Kanada, das Mississippital, Louisiana, das blühende Westindien bezeichneten den ununterbrochenen Zusammenhang eines größeren Frankreichs in Amerika. Auch in Indien war Frankreich früher aufgestanden als England. Dupleix entdeckte das Geheimnis, Indien zu erobern: mittels indischer Soldaten, indischer Steuerzahlen und einer Handvoll europäischer Befehlshaber. Dupleix' Gedanken haben die Engländer später lediglich zur Ausführung gebracht, wie Seelen ausdrücklich anerkennt. Noch während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges beherrschte der geniale Suffren den Indischen Ocean, jene See, die wir bis zu den Fahrten der „Emden" als den eigensten Besitz Englands anzusehen gewohnt waren. England siegte, indem es seine Kräfte auf die Flotte zusammenfaßte und seine Landkriege durch Fremde ausfechten ließ: einst verwandte es Franzosen gegen Niederländer, sodann Deutsche gegen Franzosen, heute Franzosen gegen Deutsche. „Amerika wurde, nach Pitt, in Deutschland erobert." Frankreich vernichtete zudem in der Revolution seine eigene Flotte, indem es die Ueberlieferung der Flotte planmäßig zertrümmerte. Zwar konnte Carnot — den revolutionären Schwung und die vom Konvent auf die Spitze getriebene Staatsallmacht benutzend — das Landheer wieder aufbauen. Eine Flotte aber war nicht zu improvisieren, mochten auch die Fahnen französischer Revolutionsheere die Inschrift tragen: „Liberté des mers! Egalité des droits de toutes les nations!"

In dieser Lage erstand für Frankreich ein Genie unerhörten Glanzes, in welchem die lateinische Rasse noch einmal ihre ganze Größe zusammenfaßte. Napoleons scheinbar phantastische und auseinander gehende Politik ist nur dann in ihrer Einheit zu verstehen, wenn man den einen leitenden Gedanken erfaßt: Freiheit der Meere, Kampf gegen Englands Weltmonopol, Kampf gegen England, das er zu einer „zweiten Insel Oléron" herabdrücken wollte. Gegen England richtete sich der Zug nach Aegypten, gegen England die Eroberung des europäischen Festlandes, von dem er verächtlich sagte: „Cette vieille Europa m' ennuie!" Der Gedanke Napoleons, England in Deutschland zu schlagen, wird verständlich, wenn wir der damaligen Blüte des deutsch-englischen Handels gedenken. Seit der Eroberung Hollands durch Frankreich war Hamburg der Erbe Amsterdams. Gegen 1800 war Norddeutschland das wichtigste Handelsgebiet Englands. Der Schlacht von Jena folgte das Dekret von Berlin, das den englischen Waren die deutschen Küsten verbot. Zu Beginn des Krieges gegen Rußland schrieb Napoleon — ein Jahrhundert vorwegnehmend —: „Es ist alles wie ein Stück in der Komödie, und die Engländer machen die Aenderung in der Szenerie." Der Gedanke, Indien auf dem Landwege zu erreichen, hat einen Napoleon zeitlebens beschäftigt. Durch Vorstoß nach Indien hoffte Napoleon auch ohne Seemacht „die Freiheit der Meere zu erobern."

Das Ergebnis des ungeheuren Kräfteverbrauches der Napoleonischen Kriege war für Frankreich eine Verminderung der Weltstellung des ancien régime. Bei Waterloo wurde die Frage der Seeherrschaft zugunsten Englands entschieden. Zugunsten Englands donnerten bei Sedan noch einmal deutsche Kanonen, welche mit dem zweiten Kaiserreich die Machtstellung der Franzosen in Aegypten zu Fall brachten. Frankreichs Niederlage wurde 1898 durch Faschoda besiegelt. Seitdem ist Frankreich weltpolitisch das, was ihm England zu sein erlaubt „Bundesgenosse" im Sinne des alten Rom.

Im Kriege gegen Frankreich wurde England auch wirtschaftlich der Mittelpunkt der Welt: der Industriestaat, der Frachtführer, der Zwischenhändler und der Bankier der Welt. Der britische Kapitalismus war für einen K. Marx gleichbedeutend mit dem Kapitalismus überhaupt, und trägt doch der „Kapitalismus" gerade bei ihm durchaus britische Züge. Im Kampfe mit Frankreich erwarben die Engländer ein ungeheures Kolonialreich. Während der Napoleonischen Kriege monopolisierten sie zeitweilig sämtliche überseeischen Märkte. Hierzu kam die Vernichtung aller außerenglischen Handelsflotten; während jener Kriege soll England gegen 4000 europäische Schiffe seiner Handelsflotte einverleibt haben. Daher konnte Pitt nach sieben Jahren des Krieges am 18. Februar 1801 im Parlament ausrufen: „Wir haben unseren äußeren wie unseren inneren Handelsverkehr auf eine höhere Stufe gebracht als je zuvor, und wir können auf das gegenwärtige als auf das stolzeste Jahr blicken, das dem Lande jemals beschieden war." England war damals „allein reich"; in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen hielt es durch seine Subsidien mehr als einmal die festländischen Verbündeten zusammen.

Es ist wichtig, dieser Tatsachen hier zu gedenken, da die Erinnerung an das Napoleonische Zeitalter den britischen Staatsmännern bei der Kriegserklärung gegen Deutschland ausgesprochenermaßen vorgeschwebt hat.

Nicht minder wichtig ist es, sich der letzten geistigen Grundlagen der britischen Weltherrschaft bewußt zu werden. Denn geistesgeschichtlich überglipfelte der Brite zuerst seine festländischen Gegner, um sie sodann wirtschaftlich, zuletzt politisch zu überwinden. Alle britische Größe wurde geprägt vom puritanischen Zeitalter. Wenn auch diese Prägung heute verflacht ist, so kennzeichnet sie immer noch den „Idealtypus" des Angelsachsen. Auf der einen Seite steht alles, was der Brite in das Wort „Freiheit" zusammenfaßt: geistige, wirtschaftliche, politische Entfesselung des Einzelmenschen; Selbstbestimmung, Selbstverantwortlichkeit, Selbsthilfe auf dem Boden starker und bewußt erarbeiteter Körperlichkeit.

Auf der anderen harte Selbstbindung, pflichtmäßiger Dienst an den berufsmäßig erfaßten Lebenszielen, geschlechtliche Beschränkung auf den ehelichen Zweck, Herrschaftsanspruch des „auserwählten Volkes". Der „Wirtschaftsmensch" in seiner Reinzucht in Brite — verdient, um zu verdienen, nicht um zu genießen. Sexuelle Selbstzucht bildet einen verborgenen, aber mächtigen Grundpfeiler der britischen Weltstellung. Der Dienst an der eigenen Nation erscheint als Dienst an der Menschheit, der keine größere Wohltat erwiesen werden kann, als wenn der Brite die Landkarte britisch rot färbt. Ein solcher Glaube — unbeirrt durch irgendwelches Verständnis für die Fremden („natives" sie alle, ob Hindus oder Deutsche) — war ein nationales Machtmittel ersten Ranges. Es ist gefährlich, den Gegner zu unterschätzen: Der Angelsachse in seinem höchsten Typus ist ein stahlharter Mensch zähester Ausdauer, „kalt wie die Hundeschnauze", kunstfern von Haus aus, der die bunte, schöne Welt der brutalen Ziffer unterwirft: Newtons Naturmechanismus, den ein Goethe so gehaßt hat — Ricardos Wirtschaftsmechanismus, gegen den ein Marx entbrannte.

Nur diejenige Nation wäre imstande, den Briten politisch ein Halt zu gebieten, welche die wertvollen Bestandteile des britischen Geistes in sich „aufgehoben" und durch ein stärkeres und kulturreicheres Ideal 'überboten' hätte — das Volk, das der „Geist" in neue und ewigkeitsnähere Wahrheiten geführt hat.

Nicht waren dies die Franzosen. Es ist von Wichtigkeit, festzustellen, daß der wirtschaftlichen und politischen Weltstellung der Briten ihre geistige Weltherrschaft voranging — bis Kant! Während zweier Jahrhunderte führte der Talweg der europäischen Geistesgeschichte durch britisches Flachland. Der Puritanismus verflachte zur „Aufklärung", die nichts anderes bedeutet als einen Puritanismus, dessen religiöse Wurzel verdorrt ist. An Stelle der Offenbarung trat die nüchterne Empirie: nichts ist, als was sich greifen läßt. An Stelle der Pflicht trat die Lust: nichts ist wertvoll, als was sich schmecken läßt; Benthams „Glücksmühle", die einem Nietzsche das Wort entriß: „Der Mensch strebt nicht nach Glück, nur der Engländer tut dies."

Die Franzosen wurden, wie schon Voltaire erklärte und Macaulay wiederholte, Erben der britischen Aufklärung und „die Dolmetscher zwischen England und der Menschheit". In ihren Händen ward die Aufklärung reizvoller, aber auch radikaler. In französischer Fassung eroberten die ursprünglich britischen „Menschenrechte" die Welt — revolutionärer Sprengstoff einer vermorschten Gesellschaft. Aber vom Boden der Aufklärung aus konnte selbst das Genie eines Napoleon den Briten nicht aus dem Sattel heben. Blind für „Ideologien", wandte sich Napoleon an die schlechten Eigenschaften im Menschen: Ehrgeiz, Eitelkeit, Verschwendung. Napoleon opferte die Freiheit der Gleichheit, er forderte die Volksvertretung. Er erklärte die Religion für den „regularisierten Aberglauben", die den Reichen verhindere, von Armen erwürgt zu werden. Der Boden, auf dem er einsetzte, war zu weich, um von ihm aus die britische Welt zu bewegen. Der glänzendste Zäsarismus zerschellte an der Härte des Angelsachsentums.

Nach dem Falle Napoleons erhob sich der Reich der britischen Weltherrschaft zu seiner letzten Höhe. Mit der Seeherrschaft hatte England das Monopol der Kolonien, an welchen die anderen Nationen nur soweit Anteil hatten, als es der britischen Vormacht gefiel. In den meisten überseeischen Zonen vertrat der Brite den Europäer überhaupt. Großbritanniens Weltherrschaft war der längst begrabenen [illegible] des alten Rom vergleichbar. Als England 1846 zum Freihandel überging, war die Welt britisches Wirtschaftsgebiet. England nannte sich mit Stolz „die Werkstatt der Welt".

Es hoffte, daß die übrigen Nationen zum Freihandel übergehen und fortfahren würden, Rohstoffe und Nahrungsstoffe gegen englische Gewerbserzeugnisse auszutauschen. Der Größe des damaligen England war der Globus gerade groß genug. Nur der versteht die Manchesterleute Englands, der den Freihandel als Mittel der britischen Weltherrschaft erfaßt: Beherrschung der Welt durch den Freihandel und den Preiskurrant. Damals durfte der Brite Kosmopolit sein, weil britisches Interesse und Menschheitsinteresse für ihn zusammenfielen: England, so erklärte er, verwaltet die Welt am besten zugunsten aller anderen und für alle Völker zu gleichen Bedingungen — solange diese anderen ohne Fabriken und ohne Schiffahrt waren.

Aehnlich auf völkerrechtlichem Gebiet. Die „Freiheit der Meere", welche dem formalen Völkerrecht nunmehr eingeschrieben wurde, gilt für England nur unter der stillschweigenden Voraussetzung der britischen Seeherrschaft. Auch Manchesterleute und Nichteinmischungspolitiker bauten an der britischen Kriegsflotte rüstig weiter; als der bekannte Friedensapostel Herr W. Stead von einer pazifistischen Agitationsreise aus Deutschland zurückkehrte, verlangte er als britischer Flottenapostel für jeden deutschen Kiel zwei britische. In diesem Sinne hat England nicht nur am Recht der Kaperei festgehalten, um den Handel des Kriegsgegners totzuschlagen, sondern gerade neuerdings auch durch Erweiterung des Begriffes der Konterbande den Handel der Neutralen völlig gelähmt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild.

Novelle von Richard Wurmfeld.

Schloß Lietard bei Lille.

Herr Oberst, gestatten Sie einer Feindin Ihres Landes, Ihnen einige Zeilen zu schreiben.

Wie fast die gesamte Einwohnerschaft unseres Fleckchens Lietard, hatte auch ich mich geflüchtet vor diesen Deutschen, die unaufhaltsam vordringen... Heute kehrte ich zurück. Und zu meinem freudigen Erstaunen finde ich alles unversehrt — alle Dinge sind so, wie ich sie verlassen habe. Ja, meine Großmutter kann sich nicht genug tun darin, den freundlichen jungen deutschen Offizier zu rühmen, der in unserem Schlosse einquartiert gewesen ist.

Lange, Herr Oberst, habe ich über eine Möglichkeit nachgedacht, mich bei dem jungen Offizier zu bedanken. Die Frage war nicht ganz leicht; ein Gegenstand von Wert könnte leicht als eine Beleidigung aufgefaßt werden. Da erinnerte ich mich: meine blinde Großmutter hat mir erzählt, der Herr Leutnant hätte an meinem Bilde Gefallen gefunden, das im Musikzimmer auf dem Flügel steht. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, Ihnen, Herr Oberst, mit diesem Brief mein Bild zu übersenden in der Hoffnung, daß ich damit dem betreffenden Herrn eine kleine Freude bereite. Haben Sie also die Güte, Herr Oberst, dem Herrn Leutnant, dessen Name ich leider nicht kenne, das einliegende Bild in meinem Namen zu übergeben. Nehmen Sie im Voraus meinen besten Dank und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Yvonne de Roussellieres.

Der Oberst griff in das große Kouvert hinein und entnahm ihm ein sorgsam verschnürtes kleines Packet. Eine Photographie fiel heraus. Alle Wetter, war die hübsch — der vollendete Typ einer schönen jungen Gallierin!

Der Oberst klingelte dem Adjutanten. „Die Leutnants Sembach und Faalstern, bitte." Ein paar Minuten standen die beiden Flieger-Leutnants ein wenig erstaunt vor dem Gestrengen. „Meine Herren", begann der Oberst, und in seinen Augenwinkeln kicherten hundert Teufelchen, „ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen . . . diesmal etwas angenehmes, ausnahmsweise . . . hier, lesen Sie . . ." Leutnant Sembach nahm den Brief; Faalstern lehnte sich über die Schulter. So lasen sie den Brief gemeinschaftlich, und dann blickten sie sich an. Darauf sahen sie mit respektvollem Lächeln auf den Obersten nieder. Der nahm das Bild. „Hier — sehen Sie sich das mal an." Sie taten es, und dann sagten sie beide „Ah . . . !"

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde", erwiderte der Oberst. „Aber — nun kommt die Schwierigkeit . . . Sie waren doch beide auf Schloß Lietard einquartiert?" — „Sehr wohl, Herr Oberst", sagte Sembach. „Na, welchem von Ihnen soll ich nun also das Bild geben? Die junge Dame weiß offenbar nur von einem." — Die beiden Leutnants schielten einander an. Der Oberst sah es und lächelte. „Ja, das ist nun ein schwieriger Fall, meine Herren . . . Und ich bin weiß Gott, kein Salomo . . . Also knobeln Sie sich das untereinander aus, wie Sie sich einigen wollen . . . bis dahin verwahre ich das Bild." Und mit umständlicher Feierlichkeit wickelte er die Photographie wieder ein.

Am anderen Morgen trat Leutnant Sembach in aller Frühe in das Zimmer seines Chefs. „Herr Oberst", begann er zögernd, „ich höre, Herr Oberst haben den Wunsch, zu erfahren, wo der Feind steht." Der Oberst wandte sich langsam herum. „Zum Donnerwetter, ja, den Wunsch habe ich schon", antwortete er polternd. „Indessen . . . sehen Sie sich mal den Schneesturm an da draußen . . . . man sieht keine zwei Meter weit."

Leutnant Sembach sah flüchtig zum Fenster hinaus. „Melde gehorsamst", fuhr er zögernd fort, „Kamerad Faalstern und ich wollen aufsteigen." „Seid Ihr beide toll geworden? Bei dem Wetter aufsteigen?" Leutnant Sembach schlug die Hacken zusammen. „Verzeihung, Herr Oberst . . . aber ich denke, wir schaffen's. Wir haben ja schon andere Fliegerstückchen geleistet . . . es ist auch noch etwas anderes dabei . . . wir beide haben ausgemacht: wer von uns zuerst zurück ist, dem gehört das Bild, das Herr Oberst da . . ." er schielte nach der Schublade — „in Verwahrung haben . . ."

* * *

Die beiden Leutnants schüttelten einander die Hände und nahmen Abschied von den Kameraden.

Zuerst kurbelte Leutnant Falstern an. Leicht wie ein Vogel erhob sich der Apparat und verschwand nach wenigen Minuten im Schneewirbel. Dann stieg Sembach auf. Er schraubte sich in rasender Geschwindigkeit aufwärts und nahm die Richtung nach Südwest.

2000 Meter. Von der Erde war nichts mehr zu sehen. Ein Blick auf den Kompaß, dessen Nadel in großen Sprüngen hin und her jagt . . . Fast ziellos rast der Apparat über der Wolkendecke weiter. Von Zeit zu Zeit stürzt sich eine Böe auf den Aeroplan und wirft ihn herum, daß er wirbelnd und wie hilflos sich fast um sich selber dreht. Immer stärker wird der Sturm: Sembach kämpft mit eigensinniger Wut gegen diese ungeheuren Luftmassen an, die ihn hin und her werfen wie ein Stück Papier. Wie das heult und an der Maschine zerrt! Sembach rückt den Benzinhebel vor; nur heraus aus diesem höllischen Wirbel! Plötzlich faßt eine gewaltige Luftwelle den Apparat und hebt ihn hoch. Das Hinterteil der Maschine richtet sich kerzengrade empor, und mit einem einzigen Stoß saust der Apparat kopfüber in die Tiefe . . .

Scharf wie ein Messer durchschneidet die Maschine fast senkrecht die Luft. In großen Sprüngen scheint die Erde auf den Abstürzenden zuzusausen . . . Mit einem plötzlichen Willenserwachen wirft sich Sembach auf die Rückseite des Fahrzeuges. Der Aeroplan ächzt in allen Fugen, macht einen ungeheuren Bogen, fast einen Sprung . . . und plötzlich gleitet die Maschine horizontal dahin.

Sembach atmet einen Augenblick auf. Da — ein Pfeifen . . . durch die Wände des Apparats geht ein Ruck, und in beiden Tragflächen klafft plötzlich ein ungeheures Loch. Der Leutnant stutzt und blickt hinab: dort untrn steht eine feindliche Artillerie-Division, die ihn wie toll beschießt. Schnell zieht Sembach den Bleistift, um ein paar Punkte in die Karte zu machen, die vor ihm aufgenagelt, sich ausbreitet . . . dann fühlt er auf einmal einen Schlag gegen die Brust. „Ich bin getroffen," dachte er bei sich. „Ich muß lebend unten ankommen . . . der Oberst muß die Stellungen des Feindes erfahren . . . . ja, richtig . . . das Bild muß ich haben . . . das Bild . . . Yvonne . . . ich muß sie wiedersehen." Er schraubt sich schnell hoch, um ein paar Minuten später leicht und unbehelligt hinüberzugleiten nach Osten.

Allmählich kam eine seltsame Müdigkeit und während die Propeller durch die Luft wirbelten, hörte er in ihrem Rythmus fiebernd den Namen zittern: „Yvonne Rousseliere . . ."

Dann blickten schwarz-weiß-rote Fähnchen auf, er stellte das Gas ab und ging im Gleitflug nieder.

Nur undeutlich sah er, wie durch einen Schleier, daß der Oberst auf ihn zutrat; er gab ihm die Karte, wies auf die Einzeichnungen und deutete dann plötzlich mit der zitternden Hand nach der Brust . . . „Ob Faalstern schon da?" fragte er mit einer ungeheuren Kraftanstrengung. „Nein, Herr Leutnant . . .", der Oberst lächelte ernst, „nein . . . Sie sind der erste . . . Sie haben gewonnen . . ." Sembachs Augen verdunkelten sich, und kaum verständlich hauchte er heraus: „Das Bild . . . das Bild . . . !"

Am nächsten Tage senkten sie ihn in die Erde. Und auf seiner Brust lag, neben dem Eisernen Kreuz, das Bild Yvonne Roussellieres.

Der Weg von Frankreich nach England.

Die wiederholte Beschießung Dünkirchens aus neuen deutschen Flachbahngeschützen, deren Tragweite über alles, was man bisher gekannt oder auch nur geahnt hat, weit hinausgeht, hat nicht bloß in den französischen Küstenstädten, sondern auch in England Besorgniß hervorgerufen. Diese Besorgniß ist noch vermehrt worden durch die schwere Niederlage der Engländer bei Ypern, denn diese Niederlage hat der Zuversicht, daß die Deutschen nicht imstande sein würden, nach der französischen Kanalküste durchzubrechen, einen schweren Stoß versetzt. Wenn Ypern von den Deutschen genommen wird, steht ihnen der Weg nach Dünkirchen und Calais ziemlich offen, denn in dem Gebiet an der anderen Seite des Yserkanals fehlt es an den natürlichen Stützpunkten, die die Verteidigung der Stellungen der Alliierten in und um Ypern so wesentlich erleichtert haben. In dem Augenblicke aber, wo die Deutschen Besitz von Dünkirchen und Calais nehmen, ist England unmittelbar bedroht, und in Verbindung mit dieser Möglichkeit ist in jüngster Zeit wieder häufiger die Frage aufgeworfen worden, wie weit eigentlich die Entfernung zwischen Frankreich und England sei.

Die Ansichten darüber gehen auseinander. Der eine behauptet, die Entfernung zwischen Calais und Dover betrage 37 Kilometer — gleich 23 englischen Meilen — und beruft sich auf Meyers Konversations-Lexikon, in dem wir für die engste Stelle der Meeresstraße 33 Kilometer angegeben finden. Der andere bestreitet die Richtigkeit der Angabe, weil in Brockhaus' Lexikon die Entfernung von Kap Gris-Nez bis Dover 45 Kilometer betragen soll. Der dritte hat sich in Herders Lexikon Rat geholt und gefunden, daß die Strecke Kap Gris-Nez — Folkestone 28 Kilometer beträgt. Ein vierter gar findet in Pierer-Kürschners Lexikon die Entfernung zwischen Frankreich und England nur auf 22 Kilometer angegeben. Welche von diesen Angaben ist nun richtig? Vielleicht sind französische Quellen zuverlässiger. Also suchen wir bei ihnen Auskunft. Nach dem Dictionnaire francais beträgt die schmalste Stelle des Kanals 43 Kilometer, ebenso ist die Entfernung von Calais nach Dover mit 30 Kilometer angegeben, während die von Dover nach Calais 43 Kilometer betragen soll. Im Nouveau dictionnaire de geographie universelle sodann sind die Entfernungen Kap Gris-Nez — Dover mit 31 Kilometer, Dover — Kap Gris-Nez mit 35 Kilometer, Calais—Dover mit 28 Kilometer und Dover — Calais dagegen mit 48 Km. angegeben. Da die Richtigkeit auch der franz. Angaben mit Recht bezweifelt werden muß, hat R. Schleifer im Geographischen Anzeiger auf Grund genauester Berechnung festgestellt, daß die Entfernung von Calais nach Dover 40.35 Kilometer — 25 englische Meilen — und die von Kap Gris-Nez nach Dover 32.464 Kilometer und endlich die von Kap Gris-Nez nach South Foreland 33.40 Kilometer beträgt.

Kohlpudding.

¾ Pfund halb Rind-, halb Schweinefleisch wird durch die Maschine getrieben, mit Milch, geriebener Semmel, einem Ei, Salz, Pfeffer und feingewiegter Zwiebel vermengt. Den Weißkohl hat man inzwischen schon in Salzwasser mit Kümmel gekocht, abgegossen und auseinandergenommen. Dann werden die Kohlblätter mit dem Fleischgemengsel schichtweise in eine verschließbare Form gelegt und im Wasserbade 1½ Stunden gekocht. Der Saft wird mit Mehl verdickt und als Tunke dazu gereicht.

Reisklößchen.

¼ Pfund Reis läßt man in Milch und in einem Stückchen Butter quellen, gibt Salz und geriebene Muskatnuß dazu und stellt ihn kalt. Dann rührt man 1—2 Eier durch, sticht mit dem Teelöffel kleine Klöße, die man in die kochende Brühe legt.

Küchen-Allerlei.

Einige erprobte Rezepte für die Hausfrau.

Käsekuchen.

Aus einem Hefenteig von ein Pfd. Mehl, einer Pint Milch, drei Löffel Zucker, einer Unze Hefe, einem Stückchen Butter, zwei Eidottern und einer starken Prise Salz bereitet man einen runden oder viereckigen Kuchen auf, läßt denselben auf dem Blech aufgehen, überstreut ihn mit vier bis sechs [illegible], belegt [illegible] Butter darüber, läßt den Kuchen und bestreut ihn reichlich mit Zucker, bis [illegible] er aus dem Ofen kommt. — Oder man bringt den mit Butter bestrichenen und mit geriebenem Käse [illegible] Kuchen mit Butterflöckchen und macht einen Guß von ein Pint sauren Rahm, drei Eiern und ein Viertelpfund Zucker darüber, bevor man ihn in den Ofen schiebt.

Grünkohl mit durchwachsenem Speck.

Der Grünkohl wird von den Strunken befreit, sehr sorgfältig gewaschen, in einen Topf gebracht und mit kochendem Wasser, darin Salz und eine Prise Natron enthalten ist — dieser trägt zur Erhaltung der grünen Farbe bei — übergossen. Nachdem er gar ist, wird er abgegossen, auf ein Sieb zum Ablaufen gelegt, hierauf ganz grob gewiegt. Inzwischen hat der durchwachsene Speck gekocht und eine sehr kräftige Brühe ergeben. Diese gießt man, so weit nötig, über den Grünkohl, läßt ihn noch einmal aufkochen, legt ihn in einen erwärmten Napf und richtet den in Scheiben geschnittenen Speck darüber an. Die übrig gebliebene Brühe wird noch verwertet.

Lemon-Pie.

Zur Kruste: Drei Tassen Mehl werden mit einem halben Teelöffel Backpulver zusammen gesiebt. Dann zerpflückt man eine halbe Tasse festes, gutes Schweineschmalz in Stückchen zu dem Mehl und reibt beides zwischen den Händen so lang, bis es gut vermischt ist. Nun bildet man mit Hilfe einer Tasse Wasser, die nach und nach zugegossen wird, einen festen, glatten Teig, den man dann eine Viertelstunde recht kalt stellt. Aus anderthalb Tasse Butter wäscht und knetet man mittlerweile Salz und Buttermilch heraus und rollt sie in ein mehlbestäubtes Tuch ein. Der Teig wird nun ausgerollt, die Butter auf ihm flach auseinandergedrückt, dann der Teig von vier Seiten nach der Mitte zusammengeschlagen. So wird er ausgerollt, und das Zusammenschlagen und Ausrollen wird so lange wiederholt, bis der Teig vollständig die Butter in sich aufgenommen hat. Der Teig muß stets sehr kalt sein, nötigenfalls zwischen jedem Ausrollen auf Eis gelegt werden. Will man den Teig einfacher haben, so kann man halb Schmalz, halb Butter nehmen (eine Tasse von jedem) und beides direkt ins Mehl einarbeiten. Der Teig wird dünn ausgerollt, mit Rand versehen und dann kommt folgende Masse darauf: anderthalb Pint Milch wird zum Kochen gebracht, eine Tasse Zucker darin aufgelöst, drei Eßlöffel „Corn Starch" eingerührt (diese natürlich erst in etwas Milch aufgelöst.) Wenn es einigeMale aufgewallt hat, nimmt man es ab, fügt vier Eidotter hinzu, zwei Eßlöffel Butter, den Saft von zwei Zitronen. Das wird auf den Pie gegeben und ungefähr 20 Minuten gebacken. — Will man eine Meringue-Masse darauf haben, so schlägt man vier Eiweiße zu Schnee und gibt nach und nach eine Tasse Puderzucker dazwischen. Das kommt nach dem Backen auf den Pie und wird nur gelblich anlaufen gelassen.

Wachsbohnen mit Eiersauce.

Die gut abgefädelten, in nicht zu kurze Stücke gebrochenen Wachsbohnen werden mit kochendem Wasser gebrüht, abgegossen, abgetropft und dann in Wasser nebst etwas Butter und Salz oder mit leichter heller Brühe gekocht. Von Mehl in Butter bereitet man eine helle Einbrenne, verkocht sie mit etwas von der Bohnenbrühe, macht sie nach Belieben mit Zitronensaft pikant, rührt die Sauce mit 2—3 Eidottern ab, gibt die Bohnen vorsichtig hinein, damit nicht zu viel von ihrer Brühe mit dazu kommt, und richtet das heiß gewordene Gemüse (kochen darf es nicht mehr) auf erwärmter Schüssel an.

Klöße von gekochten Kartoffeln.

Man wählt zu den Klößen etwa 10 mittelgroße Kartoffeln, die man schält und mit Salz wie gewöhnlich garkocht, darauf durch ein feines Sieb preßt und locker liegen läßt, nicht festdrückt. Ehe man die Klöße anmengt, müssen die Kartoffeln ganz kalt sein; man kann sie daher bereits am Tage vorher kochen. Man salzt noch etwas nach, und nimmt knapp soviel trocknen und ungekochten Gries — Farina — wie man Kartoffeln hat, mengt feingehackte Zwiebeln und Pfeffer dazwischen, sowie auf die ganze Masse nur 1 Ei, rollt mit den Händen Klöße daraus, die man in Salzwasser wenigstens 20 Minuten vorsichtig kocht.